

Westdeutsche Zeitschriften

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **36 (1956-1957)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WESTDEUTSCHE ZEITSCHRIFTEN

Dokumente zur Erinnerung

Es ist erst ein Dutzend Jahre her, seit die grausigste Epoche der deutschen Geschichte ihrem Ende mit Schrecken entgegenging. Dennoch scheint der tiefere Sinn jener Geschehnisse in Deutschland noch immer nicht ruckbar geworden zu sein. *Karl Rauch* erzählt in einem Brief an die von *Rudolf Pechel* herausgegebene *Deutsche Rundschau* (März 1956) von einer Autoreise, die ihn von Hamburg nach Hannover führte. Zwei Hamburger Knaben im Alter von fünfzehn und dreizehn Jahren begleiteten ihn. In der Lüneburger Heide, in der Odland-Einsamkeit von Bergen-Belsen, wurde haltgemacht. Ein Holzkreuz, ein Denkstein, Massengräber mit kargen Aufschriften; ein jedes davon barg Tausende von Toten. Die Knaben zählten die Toten zusammen. «Plötzlich sagte der Ältere mit schreckhaft verzerrtem Gesicht: ‚Dreißigtausend Tote! Alle umgebracht! Und das haben alles die Russen getan? Wann war das eigentlich?‘... Ich frage ihn: ‚Wieso die Russen? Wie kommst du denn darauf?‘ Und sehr gelassen-ruhig kommt die Antwort: ‚Ja, all dieses Böse und Grausame kommt von den Russen. Oder?‘...»

Das wahre Wesen des Nationalsozialismus den Deutschen einzuprägen, zu einer Zeit, wo die Bundesrepublik schon wieder von zahllosen Nazis «unterwandert» wird, scheint ein äußerst schwieriges und undankbares Unterfangen zu sein. Sein Sinn kann nicht darin bestehen, im Grausigen zu wühlen, auch nicht darin, Vorwürfe zu erheben. Was damals in Deutschland geschah, geschieht heute noch hinter dem Eisernen Vorhang, kann überall und jederzeit geschehen, wo blinde Machtgier, Nihilismus und Wahn regieren. Aber daß man an jene bösen Dinge erinnert, daß vor allem Deutsche daran zu erinnern wagen, geschieht zum Nutzen von Deutschland selbst. Nur wenn es sich über diese Vergangenheit ganz klar geworden ist, kann Deutschland frei werden für seine bessere Zukunft!

Auch *Eugen Kogon*, der zusammen mit *Walter Dirks* die *Frankfurter Hefte* herausgibt, hat den Mut, solche «Dokumente zur Erinnerung» vorzulegen (März 1956). Vom Judenpogrom vom 9. November 1938 bis zur «Endlösung» der letzten Kriegsjahre führt ein gerader Weg: der Schreckensweg der Deportierungen, die fürchterlichen Ghettos, die «Aussiedlungsaktionen» von dort und endlich die Vergasung. Wie sollte es anders zugehen in einer Wahnwelt, in welcher der Mensch keine Würde mehr hat? Am 11. Juni 1943 erteilte der Reichsführer SS, Himmler, den Befehl zur Liquidation der Ghettos in Polen (Aktion Reinhard). Der Gauleiter von Wien, Globocnik, erstattet am 4. November 1943 folgenden servilen Bericht:

«Reichsführer! Ich habe mit dem 19. Oktober 1943 die Aktion Reinhard, die ich im Generalgouvernement durchgeführt habe, abgeschlossen und alle Lager aufgelöst. Als Abschlußdarstellung erlaube ich mir, beiliegende Mappe Ihnen, Reichsführer, zu überreichen... Bei einem Besuch haben mir Reichsführer in Aussicht gestellt, daß für besondere Leistungen dieser harten Arbeit einige EK.s nach Abschluß der Arbeiten verliehen werden können. Ich bitte, Reichsführer, um Mitteilung, ob ich hierfür Vorschläge unterbreiten darf...»

Es wäre mehr als überflüssig, solche Dokumente wieder ins Leben zu rufen, wenn jene Vogel-Strauß-Gesinnung nicht immer noch allenthalben anzutreffen wäre, wie sie etwa A. Krupp von Bohlen und Halbach in diesen «Dokumenten» bezeugt:

«Es gibt keine Ideale. Das Leben ist ein Kampf für das ‚Am-Leben-Bleiben‘, für Brot und Macht... Ich sagte, daß alle Deutschen sich hinter Hitler gestellt haben... Wir Kruppianer haben uns niemals viel um Leben bekümmert. Wir wollten nur ein System, das gut funktionierte und das uns eine Gelegenheit gab, ungestört zu arbeiten.»(!) «Politik ist nicht unsere Sache... Als ich über

die antijüdische Politik der Nazis befragt wurde, und was ich davon wüßte, sagte ich, daß ich nichts von der Ausrottung der Juden gewußt habe, und weiterhin: ‚Wenn man ein gutes Pferd kauft, muß man ein paar Mängel hinnehmen.‘»

Dieses gute Pferd ist die Deutschen aber doch recht teuer zu stehen gekommen. Nach den Blitzsiegen der Bombenkrieg, nach dem Rußlandfeldzug die «planmäßigen Räumungen», später die Besetzung, die Teilung des Landes, die schreckliche Versklavung der Ostzone — ja mehr noch: die ganze moralische Desorientierung Europas geht noch zum Teil auf Hitler zurück. Dagegen wird nun das vielberufene deutsche «Wirtschaftswunder» ins Feld geführt. Aber Eugen Kogon bezweifelt in seiner politischen Scharfsicht, daß dies ein Gegenargument ist. «Gegen die entsetzlichen Geschehnisse von damals gestellt, verliert das ‚Wunder‘ unserer ‚Wiedererweckung‘ seine Kraft, weil das moralische Unheil in ihm nicht überwunden ist.»

Das «Wunder» bewirkt zwar Prosperität, aber Prosperität ist eine zweifelhafte Gottesgabe. Sie schränkt den Sinn aufs Materielle ein und begünstigt auf die Dauer nur wieder jene, die meinen, das Leben sei ein Kampf um das «Am-Leben-Bleiben». Auf diesem Boden kann jederzeit ein neuer Nihilismus entstehen, und die Scharfmacher von links und rechts tun wirklich auch ihr Möglichstes in der Bundesrepublik. Die psychologischen Auswirkungen des «Wunders» sind mit denen der schweizerischen Hochkonjunktur zu vergleichen. Jedermann verdient mehr Geld, und je mehr er verdient, desto weniger will es reichen und desto unzufriedener wird er. «Das Anspruchsniveau läuft seiner erreichbaren Deckung stets voraus», sagt *Alexander Rüstow* in seinem Aufsatz «Ethik des Anspruchsniveaus» in der *Sammlung* (April 1955). Was hilft es dem Staat, wenn er «Neid mit Gerechtigkeit verwechselt» und eine sture, abtötende Steuerpolitik betreibt? Das ist keine Lösung des Problems. Aber in die Arbeit selber Sinn und Freude zu legen, innerlich frei zu werden von den Früchten der Arbeit — das wäre mehr als Goldes Wert!

Die abenteuerliche Geschichte der modernen Poesie

Politische Katastrophen sind letzten Endes doch mehr Wirkungen als Ursachen; ja sie erscheinen geradezu als Vergrößerungen, als postume Verzerrungen von Katastrophen, die still vorausgegangen sind im Raume des Geistes. Es brauchte doch wohl einen Nietzsche, damit eines Tages ein Hitler antrat — auch wenn vielleicht keine direkte Beeinflussung stattfand, damals, als Hitler auf dem Wiener Pflaster seine geistigen «Grundbestände» zusammenlas.

So gibt es denn eine Richtung in Kunst und Philosophie, die ihrer Zeit voraus ist und die Götterdämmerungen auf ihre Weise vorwegnimmt. Es gibt aber auch eine Richtung, die ebendiese ihre Zeit mit Glanz zusammenfaßt, denken wir etwa am Gottfried Kellers Seldwyler Novellen. Wie steht es nun mit der zeitgenössischen Dichtung?

Was die Lyrik in Deutschland betrifft, so steht offenbar noch immer das sogenannt Avantgardistische ganz vorn in der Mode. In der Weltliteratur ist es schon gestrig oder vorgestrig; in Deutschland wird es aufs strammste und eckigste und energischste nachgeholt. Die Deutschen mußten eben zu lange ihr Blut und ihren Boden besingen! Leider verharret diese Poesie nur allzuoft in einem gewissen Getue, in einer vorgespiegelten Abgründigkeit, in arroganten Experimenten. Kühnheit kann etwas Entzückendes sein, wo sie echt und notwendig ist; aber manchen dieser Avantgardisten möchte man einfach Redlichkeit wünschen. Als Beispiel diene eine Strophe von *Peter Demetz* (*Merkur* 90):

Herab, herab durch die flüssige Syntax
wo der gallige Schleim
«nehmen Bezug auf Belange der Werbung»
Blasen aufwirft, schillernd und täglich:

In den Bottichen kochend: ungestüm
unter dem blendenden Licht, gepreßt
durch Kabel und Blitztelegramme
materia prima der Sprache, Urchaos
tropfend und ohne Kontur, in lässiger
Wollust:
Fischlaich, verdampfend im Sand
Ende August, unter der Sonne.

Man kann nur hoffen, daß es mit solcher Poesie wie mit dem Fischlaich geht! Es folgen in dem zitierten Gedicht summarische Anspielungen auf die Weltgeschichte («Cannae, Gomorrha, Dunkirk»), mittelhochdeutsche Einschübe (eingeschobene fremdsprachige Elemente geben überhaupt viel Atmosphäre ab), mythologische Anspielungen, aber alles ohne Zusammenhang. Nicht die Schwerverständlichkeit ist es, was einen verärgert, nicht die wilden Zeilensprünge, nicht die verkeilte Syntax. Das alles könnte notwendig und gut sein, und es leitet sich ja auch von besseren Beispielen her. Daß aber extreme Mittel, die von wirklichen Dichtern in entsprechend extremen Daseinslagen gewagt wurden, hier einfach übernommen werden — das verleiht vielen Gedichten dieser Richtung den Charakter der Hochstapelei. Es wird etwas vorgetäuscht, was nicht da ist.

Mit Recht lehnt der Dichter jene verfallene Geschäfts- und Alltagssprache ab, die nur noch «Bezug auf Belange der Werbung nimmt». Aber er sollte dann seinerseits etwas sehr viel Reineres geben als diesen «galligen Schleim», er sollte seiner Sprache wirklich Kontur verleihen, wenn er schon das «Urchaos / tropfend und ohne Kontur» bedauert, das jene andere Sprache ist.

Erich Heller untersucht in einer interessanten Abhandlung «die abenteuerliche Geschichte der modernen Poesie» (*Der Monat* 85). «Die notorische Unverständlichkeit der modernen Poesie», meint er, «hat ihren Grund darin, daß es unserem Leben an gemeinschaftlichen Symbolen zur Behausung unserer tiefsten Gefühle fehlt.» Wovon soll ein Dichter, zumal ein Lyriker, heute singen? Von der Sense des Bauern oder der Mühle am Bach? Er kann ja offenbar nur eine Welt gestalten, die noch erlebnismäßig zu ihm gehört, eine heutige Welt. Dann also schon eher eine mondäne Verspieltheit? Peter Demetz nennt in einem seiner Gedichte «den allwissenden Kellner hinter der Bar, der in den Becher (nur außen versilbert) Cocktails für Kenner mischt». Und in demselben Sinne ist auch häufig von Erotischem die Rede in Gedichten dieser Art, aber es ist keine schöne, keine erfüllte Erotik.

Erich Heller zeigt in seiner Abhandlung, wie in der modernen Welt, die schon mit dem Tode des Mittelalters beginnt, unsere Wirklichkeit immer ungöttlicher, das Göttliche aber immer unwirklicher und ferner wird. Wie sich das Symbol, einst fragloser Träger des Gottesgeistes, jetzt reduziert auf das Nur-noch-Symbolische. Wie die analysierende Vernunft auf der Jagd nach dem «Objektiven» all unsere Gefühle und die im Gefühl verankerten Wertungen verdrängt, ohne eine eigene Wertung zu finden: so daß die Gefühle endlich nur noch verzweifelte Wegelagerer am Rande der Seele sind.

Das alles ist wahr, und dennoch, glaube ich, besteht für den zeitgenössischen Dichter kein Grund zur Verzweiflung. Er sollte sich erst einmal durchgängiger Redlichkeit befleißigen: nichts einfach von außen übernehmen, was nicht auch von innen zu seinem Leben gehört. Er sollte endlich einmal darauf verzichten, bewußt «modern» sein zu wollen. Weder der erkletterte Barstuhl, noch technische Details, noch fremdsprachige Einschübe helfen ihm auf in seiner Kunst — nur die Kunst selber kann es tun! Und Kunst ersteht, wo Können ist, aber vor allem auch da, wo innere Erfüllung ist. Erst sollte einem das Herz voll sein, ehe einem der Mund übergeht... Wer aber von innen erfüllt ist, jenseits von Programmen und

Moden, kann auch noch heute zur Kunst gelangen. Der Mensch ist ein schönes Rätsel wie je, die Natur überlebt, wenn auch zurückgedrängt an die Ränder der Großstadt; Himmel und Erde überleben, und mit ihnen die Dichter. Und möchten sie wieder dahin kommen, daß sie die schlichtesten und tiefsten Gefühle, Liebe und Innigkeit, für ebenso zeitgemäß hielten wie all jene Verkrampfungen, Ängste, Komplexe, denen sie lange genug gefrönt haben!

Erinnerungen an den Rhein

In allen westdeutschen Zeitschriften sind Würdigungen zum siebenzigsten Geburtstag von *Ernst Robert Curtius* erschienen (14. April 1956). Leider ist dieser hervorragende Gelehrte schon fünf Tage danach, am 19. April, in Rom gestorben. Er begann als Romanist, früh begegnete ihm das französische Wesen, und er wies schon gleich nach dem ersten Weltkrieg auf seine bahnbrechenden Dichter hin — von Proust bis zu Valéry. Aber sein Gesichtskreis erweiterte sich ins Europäische, und er gehört zu jenen unschätzbaren Kräften der alten Generation, für welche Menschenwürde und wahre Urbanitas mehr als verbrauchte Wörter sind, jenen Kräften, die auch heute noch erfolgreich jene anderen Kräfte bekämpfen, die unseligen Scharfmacher von rechts und von links.

Das Genau-Lesen und das Zusammen-Lesen, das Intensive und das Extensive braucht es zur Durchdringung der Texte, wie sie Curtius geübt hat. «Aufnahme, Durchdringung und Zusammenschau» nennt es *Fritz Usinger* in der *Deutschen Rundschau* (April 1956). Literaturwissenschaft dient im allgemeinen nur der Pflege des Überlieferten; auf das Neue und Werdende sind die Gelehrten nicht neugierig. Aber Curtius ist es! Im gleichen Maß wie er die Tradition erschlossen hat, bis zurück ins lateinische Mittelalter, im gleichen Maß hat er sich auch für Neues und Neuestes eingesetzt. Ich erinnere mich an seine Übersetzung von William Goyens «Haus aus Hauch»; dieser junge Amerikaner ist bei uns durch Curtius überhaupt erst eingeführt worden. Wo haben *wir* in der Schweiz solch neugierige Literaturwissenschaftler?

Der *Merkur* (April 1956) ist der Würdigung dieses Lebenswerkes gewidmet. *Carl J. Burckhardt* hat dazu reizvolle «Erinnerungen an den Rhein» beigesteuert. Er spricht hier, ohne Curtius anzusprechen, doch ganz aus jener Mitte heraus, aus welcher jener gesprochen haben will; aus der Mitte, die ihnen beiden gemeinsam ist: der Herzmitte Europas, dem Raume des Rheins. Curtius ist zwischen Deutsch und Welsch im Elsaß aufgewachsen, Burckhardt in Basel; nur wer einen Teil seiner Jugend am Rhein verbracht hat, vermag vielleicht den intimeren Reiz der Ausführungen Carl. J. Burckhardts zu erfassen.

«Durch die schon von Abendschatten erfüllte Ebene zog der Rhein seine noch helle Bahn. Im Duft wahrte man sehr ferne die Türme der Stadt und im Westen mit unerbittlicher Schärfe die Kämme der Vogesen. Mein Großvater sagte mir:

„Dort ist die Grenze — vielleicht wird sie zu deinen Lebzeiten vorrücken bis zum Strom.“

„Grenze“, ein dunkles Wort, das mich bis ins Innerste erschreckte. Meine unteilbare Landschaft war zerrissen.»

Als ich in den Jahren um Dreiunddreißig als Knabe in Rheinfeldern lebte, war der Rhein schon nicht mehr so friedlich. Im Badischen drüben ragten die Schlote auf und riesige Metallzylinder, dahinter aber, wundersam verfremdet und unbetreten, standen die Waldberge in dunklem Blau. Der Zeppelin kam langsam über dem Rhein herabgefahren, den Silberleib von Sonne beglänzt. In einer Nacht aber brach drüben, in einer der Fabriken, ein Brand aus; Sirenen tönnten, wir kletterten an die finstern Fenster, und schauernd blickten wir hinüber.

Arthur Häny